

Zweitveröffentlichung/ Secondary Publication



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

<https://media.suub.uni-bremen.de>

Struve, Karen

Strukturalismus/Poststrukturalismus

Book, Book chapter as: peer-reviewed accepted version (Postprint)

DOI of this document* (secondary publication): <https://doi.org/10.26092/elib/2915>

Publication date of this document: 05/04/2024

* for better findability or for reliable citation

Recommended Citation (primary publication/Version of Record) incl. DOI:

Struve, Karen. (2022). Strukturalismus/Poststrukturalismus. In: Gerstner, J., Heller, J.C., Schmitt, C. (Hg.) Handbuch Idylle. J.B. Metzler, Stuttgart. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05865-2_51

Please note that the version of this document may differ from the final published version (Version of Record/primary publication) in terms of copy-editing, pagination, publication date and DOI. Please cite the version that you actually used. Before citing, you are also advised to check the publisher's website for any subsequent corrections or retractions (see also <https://retractionwatch.com/>).

This document is made available with all rights reserved.

Take down policy

If you believe that this document or any material on this site infringes copyright, please contact publizieren@suub.uni-bremen.de with full details and we will remove access to the material.

Strukturalismus/ Poststrukturalismus

Karen Struve

Wird die Idylle in der Forschung oftmals in ihrem Funktionszusammenhang mit gesellschaftspolitischen Kontexten gesehen (s. Kap. 50), gehen strukturalistische und poststrukturalistische Zugänge, wie sie sich seit den 1960er Jahren auch als kritische Positionierung gegenüber hermeneutischen Zugriffen ausgebildet haben, einen anderen Weg. Vor dem Hintergrund des *linguistic turn*, der durch die Bezugnahme auf Ferdinand de Saussures Zeichenmodelle in diversen kultur- und geisteswissenschaftlichen Disziplinen Einzug hält und u. a. Skepsis gegenüber mimetischen wie gesellschaftspolitischen Funktionalisierungen artikuliert, entstehen literaturwissenschaftliche Methoden wie etwa die Narratologie oder, als theoretisch-terminologische Rahmung, die Überlegungen zu Inter- bzw. Transtextualität nach Gérard Genette. Hier werden Raster für (weitestgehend textimmanente) Strukturanalysen entwickelt, die insbesondere Äquivalenz- und Oppositionsstrukturen in den Blick nehmen, die Verklammerung von Inhalts- (*histoire*) und Formebene (*discours*) anvisieren und sich – im Zuge einer angestrebten ‚Verwissenschaftlichung‘

der Literaturwissenschaften – durch eine ausdifferenzierte Terminologie auszeichnen.

Eher zögerlich gerät dabei auch die Idylle in den Blick und führt in der Forschung zu einem gewissen, überraschenden Widerspruch: Einerseits stehen Idyllen-Analysen nicht im Zentrum des strukturalistischen Interesses, da sie sich nicht auf ein kontext- oder subjektunabhängiges Set an Merkmalen reduzieren ließen: „Was sich hier jeweils als idyllisch beschreiben lässt, scheint kein Bündel an Merkmalen zu sein, über die ein Ort, eine biographische Lebensspanne oder eine Landschaft verfügt oder eben nicht“ (Gerstner/Riedel 2018a, 8). Andererseits aber erweisen sich Idyllen-Texte für strukturalistische Analysen als besonders fruchtbar. Die auf eine lange literaturhistorische Tradition zurückblickende Gattung bietet eine Fülle von textimmanenten Oppositionspaaren, die das Idyllische signifikant prägen: Außen und Innen, Natur und Mensch, Harmonie und Bedrohung, Bild und Text, Vergangenheit und Gegenwart, Poetisierung und Trivialisierung etc.

Strukturalistische Ansätze (Lotman, Bachtin)

Exemplarisch und als zentrale Referenz für eine strukturalistische Idyllen-Forschung können die Ansätze von Jurij M. Lotman und – in kritischer Auseinandersetzung mit dem klassischen

K. Struve (✉)
Fachbereich 10: Sprach- und
Literaturwissenschaften, Universität Bremen,
Bremen, Deutschland
E-Mail: struve@uni-bremen.de

Strukturalismus Saussure'scher Prägung – von Michail M. Bachtin gelten. Diese gehen in ihren Überlegungen zur Idylle über die Untersuchung der klassischen Strukturmerkmale der Gattung hinaus, indem sie spezifische Fokussierungen vornehmen: Lotman verschiebt Idyllen-Texte gar an den Rand des Literarischen, indem er sie als ‚sujetlos‘ identifiziert, während Bachtin die Dimension des Zeitlichen betont.

Jurij M. Lotman hat für die Idyllen-Analysen wichtige Impulse gegeben, auch wenn die Gattung für seine Studien keinen zentralen Stellenwert hat. Lotman definiert die Idylle als hermetisch, in sich homogen und Differenzen nivellierend. Doch ohne Differenz und die Überschreitung von Grenzen zwischen semantischen Feldern ist für Lotman kein *sujet* möglich. Und so nennt er als Beispiele „für einen klassifikatorischen (sujetlosen) Text“ Kalender, Fahrpläne, Gesetzessammlungen und, in einem lakonischen Verweis, „in der künstlerischen Literatur Idyllen“ (Lotman 1972, 340). Margreth Egidi fasst dies mit Bezug auf Lotman folgendermaßen zusammen: „Die Idylle ist nahezu vollständig ereignislos und damit wenig sujethaft [...]: ohne in sich durch eine Grenze in disjunkte semantische Felder geteilt zu sein, ohne Antithesen und ohne Grenzüberschreitungen“ (Egidi 2002, 144). Durch die Setzung der Sujetlosigkeit aber spricht Lotman der Idylle das zentrale Moment der Struktur literarischer Texte ab und rückt sie folglich eher an den Rand des Literarischen.

In seinen berühmten Analysen zum Chronotopos widmet Bachtin der idyllischen Form ein ganzes Kapitel. Unter Chronotopos versteht Bachtin die intrikate Einheit von Raum und Zeit in der Literatur, die jeweils spezifische Ausgestaltungen in unterschiedlichen literarischen Genres erfährt. Der idyllische Chronotopos sei dabei im Allgemeinen „für die Geschichte des Romans von größter Bedeutung“ (>Bachtin 2014, 160). Im Besonderen sei die Idylle durch eine spezifische Beziehung zwischen Raum und Zeit gekennzeichnet, die untrennbar aufeinander bezogen sind. Bachtin unterscheidet vier reine Typen der Idylle: „die Liebesidylle [...], die Idylle der ländlichen und die der handwerklichen

Arbeit sowie die der Familienidylle“, neben denen weitere Mischformen bestehen. Er betont insbesondere drei Merkmale der in sich geschlossenen und ‚gleichgestimmten‘ Struktur der Idylle: Zentral ist dabei erstens die „*Einheit des Ortes*“ (ebd., 161), die die Idylle prägt. In dieser „begrenzten räumlichen Mikrowelt“ (ebd., 160) ist das Zeitempfinden derart „organisch“ (ebd., 160) an den Ort gebunden, dass im Einklang mit der Natur eine für die Idylle typische zyklische Zeitrhythmisierung zu konstatieren ist. Dies belegt Bachtins grundlegende Annahme einer „zutiefst *räumliche[n]* und *konkrete[n]* Zeit“ (ebd., 141). Zweitens zeichnet sich die Idylle Bachtin zufolge durch die Darstellung „grundlegende[r] Realitäten des Lebens“ (ebd., 161) aus: existenzielle Eckpunkte wie Geburt und Tod, Ehe, Essen und Trinken, die in dem Mikrokosmos so eng verschlungen sind, dass sich keine Hierarchie oder scharfe Trennung ergibt. Gleichwohl: Auch wenn es hier um das „*Allerwesentlichste des Lebens*“ (ebd., 161) geht, so gibt es keine mimetisch-realistische Nähe zur vermeintlichen Alltagswelt. Die Idylle präsentiert die Lebenswelt vielmehr in glatter, „gemilderter“, „bis zu einem gewissen Grade sublimierter Form“ (ebd., 161). Drittens bestimmt Bachtin die sprachliche Gestalt der Idylle. Der Einklang von Natur und menschlichem Leben produziere eine gemeinsame Sprache in der Idylle, die „zum überwiegenden Teil rein metaphorisch geworden und nur zum geringeren Teil (vor allem in der Idylle der ländlichen Arbeit) real geblieben“ sei (ebd., 161 f.). Bachtins Überlegungen bilden den Ausgangspunkt von literaturwissenschaftlichen Analysen und haben sich auch interdisziplinär für Analysen der Idylle als Diskursfigur des Ländlichen als anschlussfähig erwiesen (vgl. >Bauermann 2018).

Vom Strukturalismus zum Poststrukturalismus

Ob die Idylle in einer strukturalistischen Analyse nun primär als geschlossenes Raum-Zeit-Gefüge betrachtet oder aber als sujetlos disqualifiziert wird: Strukturalistischen Idylle-Konzeptionen

und -Analysen geht es primär um die Rekonstruktion von Differenz-Momenten und damit von Äquivalenz- und Oppositionspaaren. Und dafür bieten sich Idyllen als stark durchstrukturierte Texte an, die überdies innerhalb dieser Strukturen dynamisch sind und nicht zuletzt meta-reflexiv ihre Strukturiertheit thematisieren.

Genau an diese Flexibilität der Strukturen schließen jene Ansätze an, die sich kritisch mit den strukturalistischen Zugängen auseinandersetzen und demgemäß auch Idyllen ‚gegen den Strich‘ lesen. Diese Ansätze sind seit den 1960er Jahren unter dem weiten Begriff des Poststrukturalismus bzw. der Dekonstruktion nach Jacques Derrida und Paul de Man gefasst worden und stellen eine (antihermeneutische und) kritische Auseinandersetzung mit dem bzw. eine Radikalisierung des Saussure’schen Zeichenmodells dar. Poststrukturalistische Zugänge kritisieren einerseits sprachphilosophisch das Primat der gesprochenen Sprache als Phono-zentrismus und radikalieren andererseits das Zeichenmodell, indem sie die Generierung von Bedeutung nicht auf die arbiträre Relation zwischen dem überbetonten Signifikat und dem Signifikanten zurückführen; Bedeutung entsteht vielmehr aus den Relationen von Signifikanten untereinander. Diesbezüglich führt etwa die Derrida’sche Dekonstruktion den Neologismus der *différance* ein, der zugleich eine zeitliche wie eine differentielle Verkettung von Zeichen alludiert. Damit wird das Differenz-Paradigma zu einer zentralen Kategorie, die auf mehreren Ebenen greift: Signifikanten stehen in einem unendlichen, differentiellen Verweisungszusammenhang, der Spuren in den Zeichen hinterlässt und Sinn damit disseminiert (‚zerstreut‘); Sprache wird als radikal offenes System gedacht; Textanalysen können die Sinndissemination nur verfolgen, aber sich nicht mehr der hermeneutischen Illusion hingeben, den Sinn einzuholen, definitorisch einzuhegen oder zu arretieren.

Der Umschlag von einer strukturalistischen zu einer poststrukturalistischen Lesehaltung, auch in der Lektüre von Idyllen-Texten, lässt sich sehr anschaulich an den Arbeiten von Roland Barthes nachvollziehen. Barthes setzt in seinen Vorlesungen *Wie zusammen leben*

(1976/77) zu Beginn des Eintrags ‚Idyllisch‘, der zwar Teil des Manuskripts ist, in der Vorlesung aber nicht vorgetragen wurde, eine weite Definition des Idyllischen an. Nicht sujet- sondern konfliktlos erscheint ihm die Idylle, die für Barthes nicht mehr literarischer Text, sondern menschlicher und spatialer *modus vivendi* ist. Wie er selbst als Gedankenstütze annotiert, versteht er ‚idyllisch‘ im soziokulturellen und nicht im literaturgeschichtlichen Sinne: ‚Nennen wir idyllisch jeden Raum menschlicher Beziehungen, der durch das Fehlen von Konflikten gekennzeichnet ist‘ (Barthes 2007, 153). Diese Konfliktlosigkeit allerdings muss laut Barthes nicht zwingend an eine utopische Funktionalisierung im Sinne einer Konfliktbeseitigung geknüpft sein (vgl. ebd.). Vielmehr weist ihm zufolge schon die (allerdings missverstandene) Etymologie, die auf das griechische *eidos* für Bild zurückgeht, auf ‚die bildliche (phantasmatische) literarische Darstellung eines Beziehungsraums‘ hin (ebd.; s. Kap. 56). Zur Verdeutlichung dieser Gedankenfigur, in der Beziehungen nicht konfliktbereinigt sind, sondern die Konflikte umgeformt werden, konstatiert Barthes zunächst eine emotional-klassenlogische Homogenisierung, indem zwischen literarischen Figuren emotionale Spiegelung (‚Ansteckung‘ oder ‚Reziprozität‘) nur innerhalb derselben Klasse möglich sei (ebd., 154). Daran anschließend bestimmt Barthes die ‚(literarische) Idylle‘ als ‚die Form, welche die soziale oder parasoziale Form austilgt, indem sie einerseits alles so läßt, wie es ist, die Realität nicht untergräbt, an den Unterschieden ihrer Homogenität festhält, und andererseits die Reibung, die Spannung, das Knirschen dieser unterschiedlichen Homogenitäten leugnet = die Welt, die Schöpfung Arche Noah. Menschen und Tiere sind voneinander getrennt, verstehen sich aber‘ (ebd., 154). In *Analyse und Duktus* wird deutlich, dass Barthes zunächst mit Oppositionspaaren arbeitet, die er dann in Beziehung setzt, in Bewegung bringt und gleichzeitig in einem unklaren Verhältnis wieder voneinander trennt. Diese typische dekonstruktivistische Vorgehensweise ermöglicht einen neuen Blick auf die Idyllenrezeption, löst er die Idyllen doch von

ihren determinierenden Strukturmerkmalen ab und dynamisiert diese.

Eine (für die Germanistik) exemplarische Arbeit dezidiert poststrukturalistischer Idyllenanalysen hat Florian Schneider vorgelegt, der in der Idylle die Derrida'sche *différance* artikuliert sieht und einen poststrukturalistischen und zugleich psychoanalytischen Zugang zur bildlichen, um nicht zu sagen: imaginativen Dimension der Idylle vorschlägt. Insbesondere mittels des Derrida'schen *différance*-Begriffs eröffnet sich für die Idyllenanalyse die Möglichkeit, die spatiale wie temporale Geschlossenheit zu hinterfragen. In der Perspektive der *différance* ist die Gegenwart immer schon als Verweisung auf vorangegangene wie zukünftige Bedeutungen zu verstehen, welche zu Spuren, Markierungen (*marques*), von in der Zeichenkette benachbarten temporalen wie spatalen Elementen führt und gleichzeitig Evidenzen oder Ideen von Ursprünglichkeit unterminiert. Schneider dekonstruiert das vielzitierte „Winkelglück“ (>Schneider 2004, 16) der Idylle und deren vermeintlich räumlich-semantische Geschlossenheit, indem er die sprachlich-literarische Konstruktion (vgl. ebd., 21 f.) zum Ausgangspunkt nimmt. Vor diesem Hintergrund arbeitet er einerseits die intertextuellen und semiotischen Verweisungen in den Idyllentexten heraus. Andererseits analysiert Schneider die Ebene der Bildlichkeit bzw. des Imaginativen, das ja ein Strukturmerkmal der literarischen Idylle darstellt, mittels Jacques Lacans ‚Spiegelstadium‘ als ‚phantasmatische[s]‘ Spiegelbild der Gegenwart und mit Derrida als ‚Prägenfläche‘ (ebd., 41), die sich auch für politische Visionen anbietet. Signifikant und nicht ganz unproblematisch sind in Bezug auf die poststrukturalistischen Analysen dabei einerseits die terminologische Hermetik (die u. a. aus der dekonstruktivistischen Verweigerung von Operationalisierung und Methodenbewusstsein resultiert) und andererseits die festzustellende Überhöhung der Idylle als ‚universelles Zwischen‘ der gesamten Literatur‘ als ‚eine Art Zentrum, antizipiert von der ganzen Literatur und diese wiederum antizipierend‘ (>Schneider 2004, 13).

Eine (post-)strukturalistische Lektüre von Goethes *Der Wanderer* (1772)

Die textanalytischen Potenziale einer strukturalistischen und dekonstruktivistischen Lektüre sollen im nun Folgenden an Johann Wolfgang Goethes Gedicht *Der Wanderer* (1772) konkretisiert und skizziert werden. In diesem Gedicht trifft ein ortsfremder Wanderer auf eine junge Frau, die am Wegesrand unter einem Baum ihren Sohn stillt und mit dem Fremden ins Gespräch kommt. Sie ist Teil einer wilden Naturlandschaft mit überwucherten Ruinen und einer alten Hütte, erinnert an das Bild einer Madonna und Familienmutter zugleich. Das Gedicht ist mittels zahlreicher Oppositionen organisiert und mittels typischer Strukturelemente der Idylle konstruiert. Als Grundoppositionen lassen sich leicht auf der Textoberfläche Leben vs. Tod, Natur vs. Kultur, Gegenwart vs. Vergangenheit, Statik vs. Dynamik, Außen vs. Innen oder Frau vs. Mann (vgl. zur feministischen Lektüre des *Wandrer*s Powers 2000; zur Rolle der Frau vgl. >Ehrich-Haefeli 1998 und 2001) ausmachen. Diese Dichotomien werden zunächst in unterschiedlichen Semantiken durchgespielt und verdichten sich dadurch zu einer Tiefenstruktur, in der sich die Oppositionen verschränken und verstärken: Da steht etwa die ‚[r]eichhinstreuende‘ (Goethe 1985–1998, I/1, 203), ‚ewig [k]eimende‘ (ebd., 206), quellende, nährende Natur im Kontrast zu den ‚Spuren ordnender Menschhand‘ (ebd., 203) mit Architrav, Inschriften und Tempeln; da bricht der von einem städtischen Außen kommende Wanderer in eine idyllische, ländliche Innenwelt einer stillenden Mutter ein; da finden sich sichtbare Spuren der Vergangenheit in Form von Ruinen, Inschriften, vergessenen ‚Meisterstück[en]‘ (ebd., 205) und ‚Gräber[n] / Heiliger Vergangenheit‘ (ebd., 208), aus denen die von Moos überwucherte, ‚[z]usammengestürzt[e]‘ Vergangenheit erwächst – und die über die Gegenwart hinaus noch von ‚[t]ausend Enkeln‘ (ebd., 203) bewundert werden können. Formal-ästhetisch führen sich diese Konstruktionsprinzipien fort: Isotopien von Natur und Kultur, von Tod und

Endlichkeit, von Heim(at) und Sesshaftigkeit, die wiederum durch die wandernden und wandelnden („Ich wandele“, ebd., 208) Bewegungen des Fremdlings kontrastiert wird, kennzeichnen das Gedicht. Die Dialogsituation zwischen den beiden Erwachsenen führt zwei Stimmen ein, die sich abwechseln und sich gegenüberstehen. Allein das Versmaß erscheint durch die unregelmäßigen, zwei- bis vierhebigen Verse unschematisch und damit erratisch, was wiederum mit der Figur des Wandrers korrespondiert.

Dieser kurze Einblick macht jedoch schon einen weiteren Aspekt deutlich: Die Dichotomien sind in der Idylle keineswegs kontradiktorisch oder inkommensurabel, sondern sie überlagern und – so eine erste Lesart – versöhnen sich im Innenraum der Idylle. Denn die dichotom durchkomponierte Idyllenkonstruktion verharret nicht in einer rückwärts gewandten Statik, sondern wird – noch verstärkt durch die eindringende Außenperspektive des Wanderers und die Dialogsituation – selbst in Bewegung gebracht. Natur und Geschichte treten derart in Beziehung zueinander, dass sie sich palimpsestartig überlagern, indem immer Spuren der glorifizierten Vergangenheit unter den bemoosten Ruinen zu sehen sind. Aus der Vergangenheit erwächst ‚naturgemäß‘ Neues: Unablässig sprudeln Quellen, die Frau gebiert neues Leben, das glücklich und ohne Trauer auf den Trümmern aufwachsen kann. Natur und Kultur, Leben und Tod, Vergangenheit und Gegenwart, Mann und Frau bilden im Schutzraum der Idylle eine Synthese, die die Gegensätze zugleich sichtbar macht und in gewisser Weise aufhebt. Im Dialog zwischen den beiden Stimmen entsteht demgemäß kein verbaler Schlagabtausch, sondern ein gemeinsames Gespräch, das durch die zahlreichen Imperative und Fragen die Stimmen zu einer responsiven, nahezu intimen Nähe bringt. Die Idylle wird damit zur Echokammer der Stimmen, zur (auch durch die religiöse Semantik des Göttlichen und Unsterblichen) paradiesischen Vereinigung der Gegensätze (s. Kap. 4). Eine derartige strukturalistische Analyse stützt folglich die traditionellen Idyllenfunktionen, verschiebt sie leicht durch das Eindringen des

Wanderers, der sich aber ganz in die Anbetung der Szenerie ergibt und voller Sehnsucht diesen idyllischen Ort verlässt.

Eine poststrukturalistische Analyse würde nun an diesen textanalytischen Befunden ansetzen, indem sie die im Text angelegten Differenzmomente, die der Strukturalismus in Äquivalenz- und Oppositionsschemata übersetzt, als Textverfahren der Verschiebung, der Vorläufigkeit und der Dynamisierung von Signifikationsprozessen versteht. Hierin liegt der textanalytische wie theoretisch-epistemologische Unterschied zu der strukturalistischen Analyse: Die textanalytische Rekonstruktion der Differenzmarkierungen und deren versöhnender Vermittlung im Idyllentext greift nicht nur zu kurz, sondern am Potenzial von Sprache und Literatur vorbei und geht damit der Illusion von Sinnkonstruktion auf den Leim. Der analytische Nachvollzug der Konstruktion der Idylle in Goethes *Wandrer* ist demgemäß nur der erste Schritt der Lektüre. Diese Idyllen-Konstruktion wird betrachtet als (genretypischer) Versuch, in der inhaltlichen wie formal-ästhetischen Struktur eine starke und stabile Ordnung aufzubauen, die einen geschlossenen Idyllenraum und einen dort eingeschlossenen Sinn etablieren und arretieren will. Eine poststrukturalistische Lektüre setzt demgemäß an jenen dynamischen Momenten der Oppositionsverschiebungen an, die oftmals durch ein drittes Moment eingeführt wird oder sich als Zwischenraum darstellt, wie Schneider dies z. B. für die Funktion des Gedankenstrichs andeutet (vgl. >Schneider 2004, 158). Im Falle des *Wandrers* scheint diese dritte Figur zunächst evident: die wandernde und wandelnde Figur des Wanderers. Er führt durch seine Anwesenheit Differenz und ihre Versöhnung in die Szenerie ein, indem die genannten Oppositionen durch seine Außenperspektive auf den Idylleninnenraum überhaupt erst konstruiert und zugleich in ein Gesamtbild harmonisch eingefügt werden (zu diesem Schluss kommt auch Gerhard Kaisers hermeneutisch-phänomenologische Lektüre, vgl. >Kaiser 1977, 42). Damit aber ist der Wanderer zwar ein Textelement, das die Oppositionspaare konstruiert, neu korreliert

und schließlich in gewisser Weise auch nivelliert; als dekonstruktives Textmoment überzeugt diese Figur jedoch nicht unbedingt. Fruchtbarer für eine dekonstruktivistische Lektüre sind jene Textelemente, die in dem Idyllentext für Ordnung, Halt und Stabilität sorgen sollen: die (für den Poststrukturalismus überdies typischen) Denkfiguren des Palimpsestes und der Spur. Im Gedicht werden Palimpseste und Spuren auf der inhaltlichen Ebene – in Form des Siegels, das in den Stein geprägt ist, oder der Tempelruinen – dazu genutzt, die Oppositionen von Vergangenheit und Gegenwart (oder gar Zukunft), von Natur und Kultur, von Schrift und Stimme gleichzeitig auftauchen zu lassen. Auf der formal-ästhetischen Ebene eröffnen sich komplexe intertextuelle Referenzen etwa auf Salomon Geßner, Theokrit und Vergil (vgl. >Schneider 2004, 156), die den Text in eine Literaturgeschichte einbetten. In der dekonstruktivistischen Lektüre aber führen diese Spuren und Palimpseste nicht dazu, die Vergangenheit mit der Gegenwart zu versöhnen, die Natur nur so viel über die Geschichte wuchern zu lassen, dass der Mensch als das „Meisterstück“ (>Goethe 1985–1998, I/1, 205) der Natur Bestand hat und Bewunderung verdient. Die Feier der Idylle, die Idealisierung dieser Harmonie von Mensch und Natur, zeigt nur umso deutlicher, wie fragil der Idyllenraum ist. Die Palimpseste stehen für die permanente Gefahr, die von der Natur und der Geschichte als Vergessen und dem Tod ausgeht; sie öffnen den Blick auf die nachgerade lebensnotwendige Ordnung und Stabilisierung der Idylle durch die Differenzmarkierungen. Das Durchscheinen der Vergangenheit, die anwesenden Spuren des Absenten machen in der idyllischen Harmonie das

Barthes'sche ‚Knirschen‘ hörbar und entlarven zugleich den Versuch, in der Idylle einen stabilen, friedlichen Sinn herzustellen.

Auch wenn die Idylle im Korpus strukturalistischer und poststrukturalistischer Analysen ein eher randständiges Dasein führt, erweisen sich die analytischen Ergebnisse der Strukturmerkmale und Erzählverfahren der Idyllentexte jenseits literatur- oder diskurshistorischer Funktionalisierungen als aufschlussreich; die kritische Auseinandersetzung des Poststrukturalismus vermag diese Äquivalenz- und Oppositionsbeziehungen aus ihren starren Differenzbeziehungen noch zu lösen und damit die Idylle in ihrer literarästhetischen Komplexität noch weiter aufzuschließen.

Literatur

- Barthes, Roland: Wie zusammen leben. Simulationen einiger alltäglicher Räume im Roman. Vorlesung am Collège de France 1976–1977. Hg. von Éric Marty. Frankfurt a.M. 2007.
- Egidi, Margreth: Der Immergleiche. Erzählen ohne Sujet: Differenz und Identität in *Flore und Blanschefur*. In: Matthias Meyer/Hans-Jochen Schiewer (Hg.): *Literarisches Leben. Rollenentwürfe in der Literatur des Hoch- und Spätmittelalters*. Tübingen 2002, 133–158.
- Ehrich-Haefeli, Verena: Die Kreativität des ‚Genies‘ (Goethes *Wandrer*). Zur psychohistorischen Archäologie der modernen Individualität. In: Paul Geyer/Claudia Jünke (Hg.): *Von Rousseau zum Hypertext. Subjektivität in Theorie und Literatur der Moderne*. Würzburg 2001, 151–178.
- Gerstner, Jan/Riedel, Christian: Einleitung. Idyllen in Literatur und Medien der Gegenwart. In: >Gerstner/Riedel 2018, 7–19. [= Gerstner/Riedel 2018a]
- Lotman, Jurij M.: *Die Struktur literarischer Texte*. München 1972.
- Powers, Elizabeth: From Genre to Gender: On Goethe's *Der Wandrer*. In: *Goethe Yearbook* 10 (2000), 31–49.